

# Unterhaltungs-Beilage Nr. 22 der Tages-Post.

## Pfingstbräuche.

Flaubert von R. Kossak.

(Nachdruck verboten.)

**Grüne Pfingsten — blühende Pfingsten!**  
Wohin das Auge blickt in Gottes weitem, herrlicher Natur begegnet es jenen lichten, leuchtenden Tönen, die nur der große Künstler der Frühling, auf seiner Palette hat. Feld und Flur gleichen einem smaragdnen Teppich, auf dem vom Sonnengold überflutet Stiefmütterchen, Dillstern, Simmelschüssel, Anemonen, Beilchen, Taufendkronen und Maiglöckchen emporstehen, indes blühende Bäume einen hochragenden Rahmen darum bilden. Wenn ein leiser Wind die hängenden Zweige bewegt, dann flattern, leicht beschwingten Schmetterlingen gleich, die weißen totenrothen Blumenherne herab — ein duftender, zartfarbiger Regen, der das herrliche Bild noch herrlicher, noch schöner erscheinen läßt. Welches Menschenkind wäre so verzagt, daß sein Auge sich nicht dieser leuchtenden Pracht öffnen sollte!

Nur reich mit auf, mein Herz,  
Denn Er hat dich ans Herz gelegt!  
Grüne Pfingsten — blühende Pfingsten!

Wenn Eltern uns den Frühling verheißt, so hat Pfingsten ihn uns gebracht. Darum schmückt man denn auch allenthalben, wo man das Fest feiert, die Wohnung mit seinen Gaben, darum hängen die meisten Bräuche, zu denen es den Anlaß gegeben hat, in irgend einer Weise mit ihm zusammen.

So ziemlich der verbreitetste von allen dürfte wohl das Errichten des Maibaumes, dieser mit Birken- und Buchenlaub, Blumen, bunten Bändern und Tüchern unverbundenen Stange sein. Wenn sein Aufsteigen jedoch auch überall so ziemlich das gleiche ist, so wechseln doch die mancherlei Ceremonien und geselligen Unterhaltungen, deren Mittelpunkt er bildet, in den verschiedenen Gegenden wesentlich. Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt er in der Schweiz. So findet z. B. in einzelnen Theilen derselben ein Weirennen zu Pferde, dessen Endziel der Maibaum bildet, am zweiten Pfingstfesttage statt. Die jungen Burtschen tragen hiebei Masken vor dem Gesichte, die sich von Gesicht zu Gesicht forterben, und manche halten sich sogar vollständig in allerhand groteske Verwummungen. Oben auf dem Baume sind zwei Kronen aufgespießt, eine wölfige grüne, welche ungefähr die Gestalt einer Helmkrone hat, und darüber eine beträchtlich höhere zugepikete und mit künstlichen Blumen und goldenen Biseraten geschmückte; die letztere erhält der Sieger im Wettstreit und die letztere sein Viehchen. Beide müssen ihre Krone aufs Haupt setzen, um als Pfingstkönig und Pfingstkönigin die Huldigungen der bürchlichen Jugend beiderlei Geschlechtes entgegenzunehmen. Natürlich sind sie auch bei den darauf folgenden Aufbarkeiten die Hauptpersonen. In alten Zeiten nannte man dieses Rennen wegen der spitzen Form der Krone für die Pfingstkönigin „Spitzenreiten“.

Als eine sehr eigenartige Sitte stellt sich auch das „Karrenrennen“ dar, deren Schauplatz der Agha ist. Von dem Maibaum an bis zu einer in beträchtlicher Entfernung errichteten Schranke wird ein Seil gespannt und nun kommen die jungen Burtsche mit ihren Mädchen, jeder einen Karren hinter sich her ziehend. Diese wenig eleganten Gefährte stellt man in gerader Richtung, eines hinter dem andern zur Rechten des Seiles auf, worauf die Schönen darin Platz nehmen. Jeder junge Mann wählt die Gränze seines Rennens, aber nur bis zur Mitte des Weges, abdam setzt er sich in die Coulotte und die Dame muß ihn ziehen. Wer zuerst ans Ziel anlangt, hat die Pfingstkrone, respective Pfingstkrone erwarben und wird zudem noch mit einem silbernen Becher, einer Uhr oder sonst mit einem Preise belohnt. Eine gewisse Verwandtschaft mit diesen Bräuchen besitzt ein Wettrennen, das neuerdings nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Sachsen und manchen anderen Gegenden Mittel- und Süddeutschlands veranstaltet wird. Inbesseren wirkt dabei das schöne Geschlecht nicht mit, auch

reiten die Preisbewerber nicht, sondern laufen zu Fuß. Diese sehen in ihrer vorchristlichen Tracht, einer kurzen dicken Jacke, bunt gestreiftem Baumwollhemd und hohem schwarzen Cylinder unbeschreiblich komisch aus. Eine sinnvolle und feine Nuance erhält das Spiel durch die ungeschickten Gläser Cognac, welche die Herren trinken müssen. Hinter dem Maibaume befindet sich nämlich ein rundes Tischchen, auf dem so viele Gläser voll Cognac stehen, wie sich Käufer gemeldet haben und hundert Schritte davon entfernt wieder ein. Wenn die jungen Männer nun die genannte Strecke zurücklegen, so müssen sie hier wie dort einen kleinen Bogen um die Tischchen machen und dabei allemal, ohne ein Wort zu sagen, ein Glas Cognac heruntertrinken. Da nun derjenige Gewinner ist, der am häufigsten die Rennbahn durchmisst und da alle tollsüß auf die Sache eingestimmt sind, so trinken sie ungeheure Mengen der edlen Flüssigkeit, oder dessen ungeachtet berauchen sie sich, da sie beständig in Bewegung bleiben, müssen. Mit ihren rothen Gesichtern und in den Waden geräuschten Cylinder haben die Leute mich immer an den „Lujak“ im Circus erinnert.

Auch im Oberrheinischen stellt man einen Maibaum auf, doch wird er dort oft ein Gegenstand erbitterter Kämpfe. Am Abend vor dem ersten Pfingstfesttage umgeben die Burtsche ihn mit einem hölzernen Gerüst und besetzen auf seiner Spitze einen großen Fliederstrauch; am folgenden Morgen umtanzen sie ihn und singen dazu:

„Maiboom, Maiboom, hol die Faust,  
Morgen kommt die fremde Gast,  
Der will uns den Maiboom nehmen,  
Denn mit wem uns doch was schämen.“

Die männliche Jugend der Nachbarländer betrachtet es nämlich als ihre Aufgabe, den Schmuck von dem Baume herunterzureißen und da seine Wessiger es für eine große Schande halten, wenn dies gelingt, so treten sie allerdaher Vorsetzungen, um es zu verhindern; sie stellen Schildwachen auf, bauen das Gerüst so hoch, daß die, welche es ersteigen wollen, herunterfallen etc. Bei den Schlägen, die um den Maibaum ausgeföhrt werden, gibt es daher oft blutige Köpfe.

Das Wort „Pfingstkrone“ ist allbekannt, woher es aber stammt, dürften viele nicht wissen. Fast im ganzen Norden Deutschlands ist es Sitte, das Kindchen zu Pfingsten zu schmücken, was wahrscheinlich daher kommt, daß dies Fest in alten Zeiten besonders von den Hirtin dieser Landestheile am großartigsten gefeiert wurde. Natürlich hat der Brauch auch je nach den Anschauungen und Gewohnheiten der Bevölkerung Veränderungen erfahren. In Mecklenburg z. B. führt der Metzger einen bekragten Ochsen im Dorfe herum und sammelt dabei in den Häusern ein Trinkseld ein. Der Ochse wird darauf geschlachtet, gebadet und den Armen zur Speise gegeben.

Indessen kennt man nicht nur einen Pfingstkrone, sondern auch einen „Pfingstlamm“. In der wenig ehrenvollen Würde desselben wird benannte Burtsche erwählt, welcher beim Pfingstgottesdienste zuletzt erscheint. Seine Kameraden besetzen ihn mit einem Gewande aus Stroh, den Kopf bedecken sie ihm mit einer grünen Laubmütze und vor sein Gesicht binden sie eine Larve aus Baumrinde. So angezogen, muß er auf blumen geschmücktem Pferde einer Reiterkompagnie vorantreten, die Gaben einsammelt. An der Stirn, wo der Brauch ebenfalls so häufig ist, wird der Pfingstlamm zum Schluß des Umzuges in einen Wagh geworfen, das heißt, thätiglich nicht er selbst, sondern eine Strohpyrre, die man im letzten Augenblicke für ihn unterstellt. Diese Pyrre verblüht sich dem Winter, welchem das Pfingstfest definitiv den Ausgang macht. Auf ähnlicher Grundlage beruhen wohl auch die Umzüge des Latzschneiders — eines in Laubgrün gefüllten Büchsen — in Thüringen. An manchen Orten hat er hier noch zum Bürgermeister der Dorfstadt zu gehen, der ertalben muß, wer in der Wüste steht — vermag er's nicht, so werden ihm eine bestimmte Anzahl von Eiern abgefordert.

Die wunderlichsten Pfingstfitten hat man aber doch in Böhmen. Sie stellen eine vollständige, allerdings parodistische

Nachahmung der Vorgänge dar, die sich in alten Zeiten beim Ding — Gericht — abspielten. Zur Rolle des Verbrechens wird an dem einen Orte ein Hahn, an anderen ein Stroh u. s. w. verdammt. Das betreffende Thier steht in einem Schraubstock, und die Richter, die in einer grotesken Scene darüber aburtheilen, sitzen im Kreise darum her.

Zum Schluß dieser Zeiten wird ich noch erzählen, wie sich in Siebenbürgen die jungen Burtsche ihre Bräute am Pfingstsonntag rauben. Die Jünglinge aus den verschiedenen Dörfern ziehen, eine Fahne in ihrer Mitte tragend, vor die Häuser, in denen junge Mädchen wohnen. Dort locken sie dieselben durch Singen heraus und führen einen Tanz mit ihnen auf, der in einem Angriffe auf die Fahne gipfelt. In dem Augenblicke, in dem sie umfällt, kürzt jeder Burtsche auf ein Mädchen zu und umfaßt es; wenn er es will, kann er es zur Frau nehmen, ohne daß die Eltern das Recht besitzen, Einwendungen dagegen zu erheben. Natürlich wird der Brauch häufig von Liebenden benützt, um den Willen hartherziger Väter und Mütter zu brechen.

## Aus Geschichte und Technik der Mosaik-Arbeiten.

Von D. Erdmann (Hamburg).

(Nachdruck verboten.)

Obgleich sich über den Geschnitt nicht streiten läßt, so darf doch behauptet werden, daß sich derselbe mit der zunehmenden Cultur entschieden gehoben hat. Daher begnügen sich auch die in der Bildung vorgerückten Völker nicht mehr mit den primitiven Einrichtungen der Urabnen, sondern verlangen schönere Wohnräume, elegantere Kleidung u. s. w. Dies zeigte sich schon bei den alten Griechen, dem gebildetsten Volke des Alterthums. Hier namentlich wurde großer Wert gelegt auf eine prächtige Ausstattung der Wohnungen, besonders aber der öffentlichen Gebäude, der Tempel und öffentlichen Bäder. Sie boten daher ein weites Feld für die Schaffenskraft der Bildhauer und Maler. Außerdem fand in denselben auch das Mosaik vielfach Anwendung; es ist dies bekanntlich eine Materie, die ohne Pinakel und flüssige Farben ausgeführt wird; statt der letzteren finden farbige Hartkörper, wie Marmor, Serpentin, Porphy, farbige Glas, sowie Smalten und Pasten Anwendung, die in Form von Stücken, Würfeln und Plättchen verschiedener Größe in Mörtele oder veredelte Kittarten eingesezt werden. Der die Hartkörper verbindende Kitt hat im Laufe der Zeit verschiedene Veränderungen in seiner Zusammensetzung erfahren; auch war die technische Herstellung Wandlungen unterworfen. Im Alterthum, in der byzantinischen Kunst und in derjenigen des italienischen Mittelalters war sie im allgemeinen dieselbe. Sie bestand darin, daß man kleine rechteckige Stücke aus natürlichem Stein, gebranntem Thon oder gefärbtem Glas in eine an Ort und Stelle auf den Fußboden oder die Mauer aufzutragende Kalkschlämme einsetzte, bevor letztere erhärtet war. Dabei wurde die Zeichnung keineswegs mit peinlichster Strenge mechanisch nachgeahmt. Der Mosaikarbeiter mußte selbst künstlerisches Verständnis haben, nicht bloß für die Auswahl der Farben, sondern auch für die Färbung der Mischen, in welchen er die kleinen Stücke und Würfel so aneinanderfügte, daß ihre Fugen den Umrisen der Zeichnung folgten und den plastischen Formen sich anschmiegen. Um eine gleichmäßige Fläche zu gewinnen, übersog man eine untere, schon erhärtete Kalkschlämme mit einer Ueberschicht in der erforderlichen Dicke und entfernte von letzterer immer nur so viel, als in einer bestimmten Arbeitszeit Mosaik ausgefüllt werden konnte. Namentlich bei Fußböden war eine gute Fundierung sehr wichtig, um eine Bewegung des Erdreichs und infolge dessen das Reiben der künstlichen Decke zu vermeiden. Dieser Rücksicht, sowie der Wahl des Materials ist es zu danken, daß sich das Mosaik im Gegenstaz zu allen anderen Malereien als absolut unverbüßlich erwiesen hat; weder eine taufendjährige und länger

## Sigunds Brautfahrt.

Pfingst-Novellette von E. Gerhard.

(Nachdruck verboten.)

Das goldene Licht des Frühlingstages fiel in ein Wanderszimmer von mehr als einjähriger Ausstattung. An einem alten Schreibeisch sah ein Einsamer, die bleide Seite mit dem dunklen Lederhaar in die Hand gestützt, den fernen Blick auf ein halb beschriebenes Notizblatt gerichtet. Seine ganze Haltung drückte Abspannung und Mühseligkeit aus. Mit einem jähen Ausruf schwenderte er die Feder hin und schlug auf dem abgenutzten Instrumente zu seiner Rechten einige dissonierende Accord an, die grell von den Wänden wiederhallten. Jäh erhob er sich und wanderte in dem langen, schmalen Raume unabsichtlich auf und nieder in finsterner Weiten. Er sah nicht das Spiel der Sonnenfunken auf dem Fußboden, er hörte nicht das Geläute der Kirchenglocken, seine schweremüthigen Gedanken hielten ihn in ihrem Banne.

Wichtig erklang ein schneller Schritt auf der Treppe, ein lautes Rufen an der Thür, und herein trat ein Jüngling, strotzende Kraft im Anstrich, in der Gestalt.

„Grüß Dich Gott, Eberhard!“ rief er mit lauter Stimme. „Vor einer Stunde bin ich angekommen und eilte gleich hierher, um zu sehen, was mein Drest treibt.“ Mit trübem Lächeln reichte ihm der andere die Hand. „Was er treibt: leider wenig! Nächstens wird er den alten Rastan da, Schreibzeug und Notenpapier beschreiben!“

„Na, alter Junge, da hätte ich auch noch ein Wortlein mitzureden. Mir scheint's, ich habe Dir gefehlt. Du hast in meiner Abwesenheit Dich wieder an den fleischlichen Egypten genähert, wie mir Deine hohlen Wangen sagen, noch dem Humor bei Dir Einlaß gewährt. Trotzdem kann ich meine Reize nicht bereuen. Mensch, wie schön war es in der Heimat, im trauten Vaterlande! Es grüßt Dich tausendmal!“

„Nichts da! Ich hasse es, meine trübsten Stunden hab' ich dort verlebt.“

„Und ich die besten meines Lebens. Ich gewann mir mein Glück, meine Sella, sie ist mein, mein!“

„Sie wird Dir treulos werden!“

„Nur!“ lachte der andere sorglos. „Aber Deiner galligen Stimmung wollen wir doch den Garaus machen. Du mußt herans aus Deiner Einsamkeit. Komm, wir wandern ins Freie!“

„Lass mich, ich bin müde.“

„Nein, nein, mein Drest, ich ringe um Dich, um Deine Seele!“ sagte Ulrich Rastard weich. „Sieh her! Wie golden

die Sonne, wie blau der Himmel, wie grün der Bäume Pracht! Es ist Pfingsten, Eberhard. Die ganze Natur steht in Blüten. Tausend Jungen müßten mit heutzustehen werden, um sie recht zu preisen.“

Schweigend gebrachte Eberhard Sauten. Sie gingen dahin durch die sonniglich stillen Gassen, hinaus ins Freie, durch Wiegenrinne in den dufenden Wald. Mit leuchtendem Auge erzählte Ulrich dem Freunde, wie er das Köpfchen seiner Liebsten modelliert und ihr Herz dabei gewonnen.

Ihre Hand wollte mir ihr geistiger Rormund verweigern, oder mein energisches Mädel sprach: Diejen oder keinen. Da gab der Herr Bürgermeister nach. Im Herbst freit der Ulrich seine Sella, und mein Drest findet immer bei uns ein warmes Plätzchen.“

„Ich gehöre nicht in frohe Gesellschaft.“

„Armer Freund! So ganz ist Dein Muth gebrochen?“

„Wunderst Du Dich darüber? Ist nicht jeder meiner Schritte ein Wehgeschrei? Nur meine ersten Lieber fanden Anklage, alle Welt rühmt mein Talent, um dann die reiferen Früchte desselben abzuschöpfen. Niemand will meine Sonaten, meine Gesänge kaufen, niemand meine Concerte, meine Symphonien aufhören. Meine Oper, mein Schmezzelkind, mit Begeisterung geföhrt, gieng ungeprüft von Hand zu Hand, bis ich, der vergeblichen Mühe satt, sie in meiner Schreibeisch schloß. Einen Flug wollte ich nehmen zum höchsten und bin gestürzt! Bisher die Hoffnung auf Ruhm und sorglose Tage! Durch Clavierstunden muß ich mein Leben fristen. Ach, — warum ertrage ich noch dieses alte Desein?“

„Um Deiner alten Mutter willen“, fiel Ulrich ein, „und weil in meines Menschen Muth der Hoffnung Zauberspiegel ganz verhallt, auch in der Deinen nicht. Lausche ich und sei gewiss, sie wird Dich nicht trügen. Wie nach des Winters Stürmen der holde Benz gekommen, so bricht auch für Dich ein Frühling, ein Pfingstfest an!“

„Mein Phylades, Du meinst es doch, doch erinnere mich nicht an Pfingsten. Vor fünf Jahren war's nach meinem ersten und einzigen Erfolge, daß ich, von sehnsüchtiger Liebe getrieben, heimkehrte, um die Geliebte endlich öffentlich mein zu nennen. Tagelang veruchte ich vergebens, sie zu sprechen. Endlich am Pfingstmorgen traf ich sie in ihres Vaters Garten. Doch sie war sich nicht in meine Arme; kalt, mit bleichem Anstrich stand sie vor mir, wußte auf all mein Bitten nichts anderes zu sagen als: „Wir müssen uns trennen, forche nicht nach dem Grunde!“ Ach, ich erlaube ihr nur zu bald, wußte mir doch mancher zu erzählen, daß sich der reiche Major von Wegener um Elisabeth bewerbe. Da verließ ich die Stadt in flucht-

ähnlicher Hast. Ich hatte mich in ihr geküßt, die ich so hoch gestellt. Wie kam ich's verbunden.“

„Und wenn Du ihr dennoch unrecht gehst? Wenn Du sie gar zu leicht aufgegeben?“

„Was bist mir übrig? Mein Stolz verbot mir einen neuen Sturm auf sie, welche das Wohlleben meiner Liebe vorzog. Mit der Braut Harry von Wegener hatte ich nichts mehr zu schaffen.“

„Sie war es nie!“

„Du weißt von ihr?“ rief Eberhard erregt.

„Ich erlaube die Wahrheit durch Zufall vor kurzer Zeit. Elisabeth wies Dich zurück, weil ihr Vater vor einem schimpflichen Bankerott stand, weil sie selbst die Eltern, die in Noth gerathen mußten, durch ihr Talent, ihre Stimme unterhalten wollte. Du solltest sie nicht von ihrer Pflicht abwendig machen und nicht an das Elend ihrer Familie getreten sein.“

„D, ich Unseliger! Und ich hab, ließ die Geliebte der Frauen allein ringen mit dem Leben! D, sage mir, welches war ihr Los?“

„Sie gieng zur Bühne. Mehr — weiß ich nicht.“

„D, Gott, vielleicht erlachte sie im harten Kampfe, vielleicht gieng sie unter in suchstolzem Vermöhen! Doch nein, nein, so grauam kann das Schicksal nicht sein. Ach, ich will sie suchen — doch wenn ich sie finde, was kann ich ihr bieten, ich, der Gestrandete?“ Er lachte bitter auf.

„Ich sehe schon den Hafen, in dem Du landen wirst. Habe nur frischen Muth; nur wer sich selbst aufgibt, ist verloren. Vielleicht erfüllt sich an Dir das Pfingstwunder, glaube nur daran!“

Stumm drückte Eberhard die Hand des besten Freundes. Ja, er wollte glauben, war ihm heute doch schon viel gehelzt, rein fand Elisabeth vor seinem geföhren Auge. Und nun sah er auch die Frühlingssprache, und das Rauchen des Windes in den Blättern, der Sang der Vögel, das Murmeln des Baches, sie hielten ihn nur den einen Namen wieder: „Elisabeth!“ Ein Strom von Liebe und Sehnsucht durchraus ihm.

Nach langer Wanderung rasteten sie in einem Dorf- wirtshause und ließen sich das einfache Mahl gut schmecken. Dann giengen sie Arm in Arm langsam heim. Zu Ulrich's Begleitung behüte nicht Groll und Haß in Eberhard's Worten, nur wehmüthige Trauer, zuweilen erhellt durch einen Blitz der Hoffnung.

Abend war es, als sie die Stadt betraten. Scharen von Menschen strömten dem Theater zu.

„Lass uns auch hineingehen, den schönen Tag würdig beenden!“ bat Ulrich.

Aussetzung gegenüber dem Licht, der Luft und Bitterung, noch ein langes Begrabensein in aufgeschüttetem Erdbreich aller Art hat es in seiner Substanz oder in seinen Farben zugreifen vermocht.

Zu späterer Zeit wandte man ein Verfahren an, welches gestattete, die Mosaiken in der Werkstatt zusammenzusetzen und nahezu fertig auf die Wände zu übertragen. Zu diesem Zwecke füllte man die aus der Sperrschicht ausgehöhlten Flächen nicht mit veränderlichem Kalk, sondern mit einem losen Bindemittel und setzte in dieses die Steine. Sodann überlebte man die Gewebe mit Papierbogen und schließlich mit einem losen Gewebe. Nun wurde die Papier- und Stoffauflage den Hauptteilen des Bildes entsprechend geschnitten, um diese Teile dann mit den anhaftenden Steinen abzugeben und sie an der Wand oder auf dem Fußboden durch Einrücken in ein erhaltendes Bindemittel wieder zum Bilde zusammenzusetzen. Auch bei diesem Verfahren konnte der Mosaikarbeiter, welcher bei der Arbeit stets die Wirkung des Bildes vor Augen hatte, noch künstlerisch arbeiten. Anders liegt die Sache bei dem dritten, in neuerer Zeit durch Salvati in Venedig eingeführten Verfahren. Dieses hat zwar den Vorteil billiger, fabrikmäßiger Herstellung und leichter Verlegung der Mosaiken, verurtheilt den Mosaikarbeiter aber zu mechanischer Thätigkeit. Hierbei wird der Entwurf im Spiegelbilde auf einen Carton gezeichnet und in Farben gelegt; dann klebt man die Steine mit der Schaufel gegen das Papier, schneidet den Carton in Stücke, dreht die Bildtheile um und füllt die Fugen mit erhaltendem Bindemittel aus. Hierbei muß der Arbeiter mechanisch der Vorzeichnung folgen; zu untergeordnet sind höhere künstlerische Aufgaben die künstlerische Bedeutung der Mosaikarbeit. Aus diesem Grunde fand es in der päpstlichen Werkstatt im Vatican und in den Werkstätten der Verwaltung der schönen Künste zu Paris keine Anwendung.

Die Erfindung des Mosaik wurde bald den Ägyptern, bald den Perlern, bald den Phöniziern zugeschrieben. Einige wollen sie auf Moses zurückführen, der für den Höhenpriester ein Brustbild verfertigen ließ, das nach der Zahl der Stämme Israels aus zwölf bunten Edelsteinen zusammengesetzt war. Zu wirklichen Gemälden soll diese Kunst zuerst in Persien benutzt worden sein. Dieses Land ist reich an Marmor, der sich eben so sehr durch Mannigfaltigkeit seiner Farben, wie durch die Feinheit seines Kornes auszeichnet. Auch war der Perser prachtliebend genug, um auf die Verfertigung so dauerhafter Kunstwerke viel Fleiß und Sorgfalt zu verwenden. Jedemfalls aber erhielt diese Kunst ihre höchste Ausbildung in Griechenland, von wo sie zu Sulla's Zeiten, also etwa um 100 vor Christi, durch griechische Künstler nach Italien verpflanzt wurde, indem Sulla durch den griechischen Mosaiken Sohn's das berühmte Mosaik von Brannecio, dem heutigen Palestrina, vier Meilen von Rom, hatte anfertigen lassen. Zunächst fand das Mosaik nur als Bodenbelag Verwendung, später auch zum Schmuck der Zimmer- und Gollennwände. So hat es schließlich einen hervorragenden Beitrag zum Luxusornate der öffentlichen Gebäude und der Reichen und verdischendenberühmten Römer der prachtliebenden Kaiserzeit geliefert. Selbst in den römischen Provinzen, namentlich in Spanien, Gallien, Britannien und in den Besitzungen im südwestlichen und westlichen Deutschland, besonders am linken Rheinufer und an der Mosel, in Triar und Köln, fand es zahlreiche Verwendung.

Auch die christliche Kunst bediente sich ihrer, als die Bekenner des Christenthums ihren Cult nicht mehr in der Verborgenheit der Katakomben auszuüben brauchten, sondern die heiligen Gestalten und Begebenheiten an den Wänden und Kuppeln der Gotteshäuser zu jedermanns Belehrung und Erbauung darzustellen begannen. Sie erhob sich auch hier bald zu höchster Blüte und bewahrte die technische Ueberlieferung während des 6.—12. Jahrhunderts, jener barbarischen Zeiten, in denen die Denkmäler der klassischen Herrlichkeit Italiens in Trümmer sanken. Eine besondere Förderung erfuhr das Mosaik durch Justinian (527—565), dem Erbauer der bis in die Spitze ihrer 108 Fuß weiten Kuppel auf das Prachtigste mit Mosaik geschmückten Sophien-Kirche in Constantinopel, nach deren Vorbild noch viele andere Gotteshäuser dieses Schmuckes nicht entzehen sollten. So z. B. in San Clemente, Santa Maria Magiore, Vudentia in Rom, sowie in anderen Städten, besonders

aber im oströmischen Reich, woselbst durch das erhöhte Bedürfnis nach Glanz und Farbe das Mosaik durch das farbige Glas und den Goldwulst bereichert wurde. Hierdurch konnte eine neue Art wirkungsvoller Ornamente erzielt, Blau und Blume, Raub und Rankenwerk geschaffen und gleichzeitig ein Farben-Effekt erzielt werden, wie ihn kein abendländisches Mosaik je beisehen. Bald fand die byzantinische Mosaik auch im weströmischen Reiche Verwendung, namentlich an der Dittaste Italiens, wie in Venedig in der gegen Ende des 10. Jahrhunderts erbauten Markus-Kirche, in Ravenna, an dem Mausoleum der Kaiserin Theodora Placidia, in den Kirchen St. Apollinare, Sanct Giovanni Evangelista u. s. w. Während die abtrömischen Mosaiken ursprünglich nur in geometrischen Figuren ausgeführt waren, entnahm man später die Vorbilder aus der Mythologie, der Geschichte, den Fiktionen und Wissenschaften, den Circus-Spielen und dem gelammten bürgerlichen Leben, wogegen die christlichen fast ausnahmslos aus dem Alten und Neuen Testament — Schöpfung, Paradies, David, Propheten, Christus, Maria, Erzengel, Evangelisten mit ihren Attributen u. s. w. — und aus der Lebens- und Leidensgeschichte der Heiligen und Märtyrer hantierten.

In Deutschland finden sich an Werken christlicher Kunst des Mittelalters das große und figürlich reich geschmückte Mosaik der Krypta der Gereonskirche zu Köln, ein Zeichenstein des im Kloster Saach verstorbenen Bischofs Gilbert mit dessen Brustbild, das prächtige 26 Fuß hohe Standbild Marias mit dem Christuskinde, im byzantinischen Stil ausgeführt, das bald nach Verlegung der Reichs- und Hofmeisterei des deutschen Ordens von Venedig nach Marienburg, vom Hofmeister Dietrich von Altenburg hieselbst errichtet wurde. Auch am Dome zu Marienwerder befindet sich ein schönes Mosaik mit dem Martyrium des heiligen Johannes, ein anderes mit der Darstellung des jüngsten Gerichts schmückt den Dom zu Prag. Besonders prächtige Mosaiken aller Länder und Perioden sind auch sonst noch erhalten, theils an Ort und Stelle, theils in Museen, bei uns z. B. in Berlin, München, Darmstadt, Köln, Triar. Als 1832 Goethe vom Professor Zahn die Mitteilung der Entdeckung des wertvollen Mosaiks, des später die „Alexanderschlacht“ genannten Kunstwerkes zu Pompeji nebst einer farbigen Zeichnung desselben erhielt, sagte er in seiner Antwort vom 10. März: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichend, solches Wunder der Kunst richtig zu commentieren und wir werden genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur reinsten Bewunderung zurückzukehren.“

In den hundert Jahren hundert verfiel leider diese Kunst oder geteilt auf Abwege. Dem Verfall verfiel auch einestheils die von Bernhard von Clairvaux (gest. 1153) und dessen Nachfolgern gegen die gerichteten heiligen Angriffe, indem sie es für sündlich erklärten, das Göttliche mit Frühen zu treten, andertheils die im 14. und 15. Jahrhundert wieder aufgenommene und durch Michel-Angelo in der Sixtinischen Kapelle zur höchsten Blüte gebrachte Frescomalerei. Nur an zwei Hauptstätten hat sie sich bis auf die Gegenwart erhalten können, und zwar in Venedig und Rom. Während in Venedig die allmählich nöthig werdenden Reparaturen der eine Gesamtfläche von mehr als 4200 Quadratmetern einnehmenden Mosaiken der Markuskirche stets Mosaikmeister in Thätigkeit setzten, wurde in Rom nach der am Ende des 14. Jahrhunderts erfolgten Rückkehr der Päpste aus Avignon für die Ausschmückung der Peterskirche im Vatican eine besondere Mosaikwerkstätte angelegt und dauernd erhalten. Hier namentlich, wie auch anderwärts, strebte man mehr und mehr danach, mit den Werken des Einzelnen zu wetteifern, wodurch das Mosaik den ihm bis dahin eigenbürtigen Stil einbüßte, eine Wandlung, an welcher in Venedig ein Tizian mitwirkte. In Rom hatte sich die Technik im Dienste der Peterskirche am längsten erhalten, diente dort aber nur den ängstlichen Nachahmungen von Gemälden, wozu die Zahl der Farbentöne lästiglich bis auf 14.000 gebracht wurde. Selbst hat man gelernt, das feste nachahmende Arbeit nicht die Aufgabe des Mosaiks ist; man ist auf weniger Farbentöne zurückgegangen und versucht dieser Kunst den ihr eigenen Stil wiederzugewinnen.

Zu den besonders bemerkenswerten Mosaikwerken der Neuzeit gehören die von Salvati in Venedig, Murano und Berlin, die Mosaikwerkstätte für christliche Kunst zu Innsbruck

eines Irrthums willen von Sigund und ihm doch die Liebe und Treue bewahren, nicht, wie sie ihn rettet aus schwerer Gefahr und er endlich erkennt, daß in ihr, deren Blut für ihn fließt, sein Glück beschlossen ist. Mit einem jubelnden Preisliede der Treue schließt die Oper und tausendstimmiger Beifall ertönt. Die Sänger, der Componist werden stürmisch gerufen. Von Ulrich geschoben, tritt Eberhard endlich vor und verneigt sich vor der Menge, die seinen Namen nie mehr vergessen wird. Dann umfaßt er Ulrich's Hände.

„Nun sage mir endlich, wie Du es erreicht, daß meine Oper angenommen wurde. Noch ist es mir ein Räthsel.“

„Ich lernte vor längerer Zeit die neu angelegte erste Sängerkirche kennen, ich brachte ihr Dein Werk, sie studierte es mit Inbrunn, lang dem Intendanten einige Stellen vor, mußte ihn und den Kapellmeister zu überzeugen. Es gelang ihr, bald war die Aufführung gesichert. Und nun geh zu ihr, sie ist Deines Dankes wert. Raube Sigund's Brautfahrt lebendig an Dir selbst!“

Und doch steht Eberhard zögernd da und schaut auf Elisabeth, ungelüste Fragen in seinem Innern. Hat sie nicht nun aus Müßigkeit seiner Arbeit sich erdarmt? Ist sie nicht längst eines anderen Weib? Sie liest die Zweifel in seinem Auge und reicht ihm mit holdem Lächeln die Hand.

„Willkommen, Eberhard! Lange Zeit verging seit unserem letzten Wiedersehen!“

„Was brachte sie Dir?“ fragt er leise.

„Arbeit, heißes Mingen, doch endlich auch Erfolge. In den Scherzen war ich gemacht, ich verlor beide Eltern, in der Einkamkeit reiste ich und siehe heute an bevorzugter Stelle.“

„Du bewahst sie, mir zu helfen. Willst Du zum Dank mein Leben, Elisabeth, nimm es hin. Ich liebe Dich, tiefer, besser denn einst und Du?“

Sie schüttelt unter Thränen. „Ich erlor gleich Deiner Goeth's die Treue zu meiner heiligsten Pflicht. Müßte ich auch getrennt von Dir sein, die Liebe starb nicht.“

Er zieht sie in seine Arme. „Wie reich machst Du mich! Bereit wollen wir fortan zu den Sternen streben. O seliger Tag! Gramvoll begrüße ich ihn, und dann brachte er mir höchste Ehre, treueste Frauen- und Freundschaft!“

„Es ist ja auch Pfingsten!“ jubelt Ulrich an seiner Seite.

„Das Wunder des Festes, der Geist der Liebe, des Friedens hat sich über Dich ergossen. Nun wirke er in Euch höchstes Glück!“

in Triar, die Fabrik von Kessner zu Dortmund und die von Willeroh und Hoch zu Wittlich. Die Bilder an der Siegesäule zu Berlin, der riesige Christophorus am Hauptthore des Schlosses Codrum a. d. Mosel, die prächtigen Bodenbeläge der Martinskirche und des Chores des Domes zu Köln und viele andere Arbeiten ersten Ranges, besonders letztgenannter Fabrik, sind lautredende Zeugen ihres Strebens in der Kunst und ihrer Leistungsfähigkeit in der Technik.

### Etwas über Japanerinnen.

Wie bei allen orientalischen Nationen war auch im Reiche des Mikados schon vor jeder die weibliche Erziehung darauf angelegt, die Frau im allgemeinen zu einem Spielzeug des Mannes zu machen, und wenn sich dort auch in neuerer Zeit eine Frauenbewegung kund gibt, die eine Verbesserung der Lage der japanischen Frauen anstrebt, so läßt die Anschauungen, welche der alte japanische Moralphilosoph Kaibara in einem „Lehrbuch für die Frauen“ niedergelegt hat, immer noch die Grundlage der Frauenerziehung. Kaibara lehrt, daß das Leben der Frau der Erfüllung dreier Pflichten geweiht sei: Gehorham gegen den Vater, so lange sie als Mädchen zu Hause weilt; Gehorham gegen den Ehemann und gleichzeitig gegen die Schwiegereltern und Gehorham gegen den Sohn, wenn sie Witwe wird.

Die Kindheit der jungen Japanerin ist durchwegs eine glückliche und sonnige. In einem jungen Mädchen herangezogen, muß sie der Mutter im Haushalte helfen, und kommt Besuch, wird dieser von den Töchtern des Hauses bedient, da es eine Beleidigung für die Gäste wäre würde, die Bedienung durch das Gefinde ausführen zu lassen. Ihr Haar wird jeden vierten oder fünften Tag durch einen Friseur in hohe, feste Knoten geordnet, in die man Nadeln oder anderen Schmuck steckt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Japanerin, um nicht ihre Haartracht in Unordnung zu bringen, nachts mit dem Kopfe in einem Polster liegt, so daß der Kopf frei schwebt. Schon vor früher Kindheit an schmückt sie sich mit künstlicher weißer und rother Schminke, und es wird überhaupt großes Gewicht auf hübsches und stierliches Aussehen gelegt. Schulen für junge Mädchen gibt es in Japan erst in neuerer Zeit. Aber trotzdem erhielt die junge Japanerin, im Gegenlage zu anderen asiatischen Völkern, auch schon früher einigen Unterricht. Sie mußte japanische und chinesische Classiker und Dichter lesen und das eine oder andere Instrument, „Koto“ oder „Samisen“, spielen können. Die wichtigsten aller Eigenschaften, die ein junges Mädchen sich aneignen muß, ist Selbstbeherrschung; stets soll die Japanerin ein freundliches Wesen zeigen, jedes Zeichen von Trauer, Jora oder Schmerz aber unterdrücken. Erreicht das junge Mädchen ein Alter, wo es heiraten soll, dann sorgt der Vater oder eine Zwiischperson (Katado) dafür, daß es mit einem jungen Manne in Verührung kommt. Bis dahin kennt die junge Tochter aus guter Familie keinen derartigen Verkehr. Die Hochzeitsfeierlichkeiten gehen im Heim des Bräutigams vorstatten, wohin die Braut von dem erwählten Katado, zuweilen auch von ihrem besonderen Mädchen geleitet, geführt wird. Ihre Aussteuer wurde bereits vorher dorthin gelendet. Diese besteht außer der persönlichen Ausstattung der jungen Frau in einem niedrigen Schreibstisch, einem Kissen, einem Korb, Betten für mindestens zwei Personen und einigen anderen Sachen. Im Falle einer Scheidung nimmt die Frau ihre Aussteuer wieder mit. Zu Weib — der Farbe der Trauer — betritt die junge Japanerin das Haus ihres Bräutigams, denn für ihre Eltern und Geschwister soll sie von diesem Augenblicke an todt sein und nur der Familie ihres Mannes angehören. Vor allem muß sie den Schwiegereltern gehorham sein. Erziehung der Kinder vor den Eltern ist überhaupt ein Grundzug der Japaner. Die Lebenserfahrungen der Alten wiegen in ihren Augen alles auf, was die Jungen lernen, und man folgt daher nur dem Rathe der ersten. Die junge Frau soll also zuerst den Schwiegereltern, oder genauer genommen der Schwiegermutter angehören, die nun alle Einzelheiten der Schwiegereltern mit kritischem Auge überwaht. Sie muß die Schwiegereltern fortwährend persönlich bedienen und dafür sorgen, daß diese ihre Leibgerichte erhalten. Ihrem Manne gegenüber ist sie kaum mehr als eine Haushälterin, und das Dienstpersonal betrachtet sie als dienende, die dem Hausherrn am nächsten steht, aber nicht als feinegleichen angesehen wird. Wenn der Mann seinen Fächer fallen läßt, hückt sich die Hausfrau, um ihn aufzunehmen. Aber durch dieses Unterwürfigkeitsverhältniß wird die Japanerin neben sich dulden muß. Davon zeugen die vielen Selbstmorde in der japanischen Frauenwelt. Und diesen Zuständen gegenüber ist sie schutzlos. Wollte sie eine Scheidung durchsetzen, so verliert sie die Kinder und ihre Ehre, denn sie hat weder Anspruch auf das Erbe ihrer Eltern noch auf Unterstützung durch ihren Mann. Während indessen die Frau unter den obwaltenden Verhältnissen gezwungen ist, auszuhalten, die Thraumen einer schlechten Schwiegermutter zu ertragen und die Verleumdungen (Nebenfrauen) ihres Mannes zu dulden, läßt das japanische Gesetz dem Ehemann die Möglichkeit, sich scheiden zu lassen, wenn er einen der im Gesetze vorgesehnen sieben Scheidungsgründe vorbringen kann. Zu diesen Gründen gehört auch Eifersucht der Frau. Die Sitte der Männer, Nebenfrauen zu halten, ist aber oft mehr, als selbst die Beherrschung und Gebuld einer Japanerin zu ertragen vermag. Fragt man nun, woher die Nebenfrauen kommen, dann ist auf die Classe der Geißas hinzuweisen. Schon in früher Jugend werden die Geißas bestimmten Mädchen in einer Anstalt — Geißala — erzogen und hier in den japanischen Tänzen und den abgemessenen plastischen Bewegungen unterrichtet. Die Anstalt vermittelt die Mädchen an Gesellschaften, Theaterspieler u. s. w., um zur Unterhaltung zu dienen. Eine japanische Wittwagehelferin ist erst vollständig, wenn eine Anzahl Geißas Vorstellungen geben. Sie entzünden die Gäste durch ihre amütsamen Bewegungen, die durch den Klang der Instrumente und oft durch Gesang begleitet werden. Später mischen sie sich unter die Gäste, um mit ihnen zu plaudern.

Man ist inzwischen zu der Einsicht gekommen, daß das Eindringen der Geißas in die Familien einen unheilbaren Zustand bedeutet, und mit dem Eifer nach Reformen, den die Japaner auf so vielen Gebieten gezeigt, hatten sie auch eine Frauenbewegung ins Leben gerufen und die Frauen selbst daran interessiert, indem nicht nur junge Männer, sondern auch junge Mädchen nach Europa und Amerika geschickt wurden. Allmählich gewann in Japan europäischer Unterricht Verbreitung, und das Ergebnis war, daß die japanische Frauenwelt zu der Erkenntnis gekommen ist, wie schutzlos die verheirateten Frauen dastehen. Ihr Verlangen nach Reformen machte die Japaner stugig und bewirkte dann einen Rückschlag, aber trotz alledem werden sich die einmal zum Leben erwachten Ideen in der japanischen Frauenwelt nicht mehr unterdrücken lassen.

„Nicht geküßt es nicht, mich in Mauern einzuschließen, den Tempel zu betreten, in welchem meine Muff nicht erklingen darf.“

„Nimm dennoch, die Oper eines talentvollen Unbekannten wird gegeben.“

„Der mehr Glück gehabt, wie ich. Gut, laß uns hören, was er uns bieten wird.“

Thelinhamslos nimmt er darauf mit dem Freunde Platz. Er achtet nicht des eleganten Publicums, er wirft keinen Blick auf den Theaterzettel. Ulrich aber bemerkt, daß manche mustastische Autorität, die ganze Corona der Kritiker und Mitglieder des Hofes anwesend sind, und er lächelt befriedigt. Die Musiker im Orchester stimmen ihre Instrumente, der Dirigent erscheint, er hebt den Taktstock und Tobentrommel legt sich über das Haus. Und nun ertönt ein vollstimmiger Dur-Accord wie ein Siegesruf. Eberhard sucht zusammen und erblaßt. Mit diesem Accorde beginnt auch die Duvertüre seiner Oper. Welch merkwürdige UeberEinstimmung! Aber seltsamer noch ist's, daß die Harmonien, die ihm folgen, voll Feuer und Glanz jene sind, die er geschaffen. Es ist sein eigenes Werk! Ein frecher Drah hat es geschlossen, es für seine Arbeit ausgegeben! Darum fand er kürzlich auch nicht die Partitur in seinem Schreibtische. Er möchte auffrischen vor Empörung. Da drückt ihm Ulrich, der ihn angstvoll beobachtet, den Zettel in die Hand. Trotz des Dämmerlichtes liest Eberhard deutlich: „Sigund's Brautfahrt, Oper in 3 Acten von Eberhard Santen.“ Ihm schwindelt. Wie war's nur möglich? Ein Blick in die strahlenden Augen seines Phylades belehrt ihn, daß der Treue sein Hand im Spiele gehabt. Und doch erscheint es ihm wie ein Traum, daß seine Muff hier erklingt, die Muff des Verantwten, Geringelgähsten!

Thränen der Freude verduckeln seinen Blick. Wie durch einen Schleier schaut er auf die Bühne, auf der sich die Handlung nun mächtig entwickelt. Von Heulrufen empfangen, erscheint Goethid, die Braut, zu der Sigund die Meerfahrt unternommen. Ein weißes Kleid umschließt die hehre Gestalt, goldene Haare umhüllen ihr Antlitz. Und nun ertönt die Stimme der wonnigen Maid, so süß und weich, so mächtig und hinreißend, daß es alle ergreift. Eberhard Santen, hörst du nicht einmal schon diese Stimme an einem Frühlingssabende im dämmernden Garten? Kräftest du nicht einst jene goldige Mut, jene schimmernden Augen? Der Zettel nennt zwar einen anderen Namen, doch sie muß es sein, sie ist es, die Jugendliebe, erblüht zu herrlicher Schöne. Ihm ist's, als erlebe er ein Märchen.

Mit ahemloser Spannung lauscht das Publicum den mächtigen Gesängen, steht mit Anteil Goethid verflohen um